„Ansicht von Jerusalem und der Burg Zion“
Gouache von Karl Friedrich Schinkel, 1817

Schimmernde Pracht

Das Jerusalem der Jesuszeit war eine jüdische Pilgerstadt, der Tempel sein beherrschendes Zentrum – und Quelle des Wohlstands.

Von GIL YARON

Sie waren seit Tagen, manche schon seit Monaten unterwegs. Mühsam schleppten sich die Karawanen aus Galiläa, Syrien und Ägypten, aus Arabien, Persien und weit entfernten Ecken des Römischen Reichs durch den Schlamm breiter Bergpfade. Trotz aller Erschöpfung wurden die Gruppen immer euphorischer, je näher sie ihrem Ziel kamen. Mal schritten Musikanten am Kopf der Prozessionen, mal war es ein Stier, der mit vergoldeten Hörnern und Olivenzweigen um den Kopf zu seiner Schlachtung getrieben wurde, dahinter die Menge, die Psalmen sang. An den Gürteln der mit Leinenponchos bekleideten Männer baumelten scharfe Messer, mit denen bald ein Opfertier geschächtet werden würde. „Viele ergriff wohl schon weit vor der Stadt eine religiöse Ekstase“, sagt der Archäologe Shimon Gibson.

Auf dem letzten Bergkamm vor dem Reiseziel erreichte die religiöse Verzückung der Pilger einen ersten Höhepunkt: Vor ihren Augen erhob sich die himmlische Stadt, Sitz ihres einzigen Gottes, oder in den Worten des Zeitgenossen Plinius des Älteren die „bei weitem berühmteste Stadt im Morgenland“ – Jerusalem.

„Auf allen Seiten mit schweren goldenen Platten bekleidet, schimmerte der Tempel bei Sonnenaufgang im hellsten Feuerglanz und blendete das Auge gleich den Strahlen des Tagesgestirns“, schrieb der Zeitzeuge Josephus Flavius. Das Heiligtum auf dem Moria-Berg war weithin sichtbar: „Fremden, die nach Jerusalem pilgerten, erschien der Tempel von fern wie ein schneebedeckter Hügel; denn wo er nicht vergoldet war, leuchtete er in blendender Weiße.“ Das Allerheiligste in seiner Mitte reichte, so schätzt der Archäologe Joshua Schwartz von der Bar-Ilan-Universität, „wahrscheinlich um die 56 Meter, also etwa 17 Stockwerke in die Höhe“. Nur die Antonia-Festung, Sitz der rund 3000 römischen Besatzungssoldaten, überragte laut Josephus das jüdische Heiligtum.

Je näher die Pilger ihrem Ziel kamen, desto dichter wurde der Verkehr. Sie teilten sich den Pfad mit Eseln, Schafen, Kamelen, Rindern und Pferden. Karren wurden wegen der Stufen unterwegs kaum genutzt. Die Bergstadt in Judäa war mit 40 000 bis höchstens 120 000 Einwohnern verhältnismäßig klein. In Rom wohnten bereits mehr als eine Million Menschen. Doch zu den drei Wallfahrtsfesten strömten „Zehntausende aus Zehntausenden von Städten“ zum Tempel, so der jüdisch-hellenistische Gelehrte Philo von Alexandrien. Heutige Forscher sprechen von mindestens 100 000 Pilgern, die zum wichtigsten Wallfahrtsfest Pessach nach Jerusalem reisten. Solch ein „singulärer Fokus auf einen Gott, der nur einen Tempel in einer besonderen Stadt hatte, war einzigartig“, schreibt der israelische Archäologe Lee Levine. Schon vor 2000 Jahren war Jerusalem mehr Mantra als Metropole, eine Stadt mit Fan-Gemeinde.

Die Bergstadt thronte über fruchtbarem Land „voll wilden und zahmen Obstes“, beschrieb es Josephus. „Ölbaumhaine, Getreide und Hülsenfrüchte, Wein und viel Honig“, so der Aristeasbrief aus dem 2. Jahrhundert v. Chr., sprossen auf den kilometerweit terrassierten Hügeln rundum. Im Gegensatz zum idyllischen Anblick der grünen, fruchtbaren Täler und der romantischen Dörfer im Westen bekamen Pilger aus dem Süden einen anderen Eindruck. Als sie zwischen den Grabhöhlen durch das „Feld des Blutes“ Akeldama schritten, müssen sich viele die Nase zugehalten haben. Rauch aus Töpferöfen und beißender Gestank von Gerbereien vermischten sich mit dem süßlich-modrigen Geruch der städtischen Müllhalde. Hunde, Bettler und Leprakranke durchstöberten die täglich rund sieben Kubikmeter organischen Müll, die die Stadt produzierte, während über ihren Köpfen Fliegenschwärme surrten. Kein Wunder, dass die Überlieferung der frühen Christen das Grab des verhassten Verräters Judas hierher verlegte.

Nebenan mündete die Cloaca maxima, der Hauptabwasserkanal, ins Kidrontal am Fuß des heiligen Berges Moria. Zum Pessachfest bot sich hier Besuchern die schaurige Kehrseite des Opferkults im Tempel. Während droben in der Stadt rund 200 000 Gläubige die wohl größten Grillfeste der Geschichte feierten und das Pessachlamm verspeisten, strömte aus dem Abwasserkanal das Blut von mindestens 5000 Schafen, die auf dem Tempelberg seit Mittag geschlachtet worden waren. Schätzungsweise 23 000 Liter sollen ins Kidrontal geflossen sein: „Die Parzellen für Gärten waren hier teuer, weil sie sehr fruchtbar waren“, sagt der Archäologe Ronni Reich von der Universität Haifa, der die Müllhalde untersucht hat.

Zu den Wallfahrtsfesten entstanden riesige Zeltstädte vor den Stadtmauern. Die meisten Pilger fanden innerhalb der Kleinstadt keine Herberge und campierten deswegen auf den Hügeln oder übernachteten in den Dörfern der Umgebung. Zöllner und Wachen standen in den Stadttoren. Vielen war der Zutritt verboten: „Spirituelle Reinheit diktierte in dieser Zeit das jüdische Denken“, sagt

Antikes jüdisches Ritualbad in der Jerusalemer Altstadt

SEITE 52: CHRISTA BEGALL / BPK / KUPFERSTICHKABINETT, SMB; S. 54/55: ROGER GERHARDY (2)

Römischer Cardo in Jerusalem
Moderne Wandmalerei

Gibson. Im dritten Buch Mose finden sich dazu langatmige Ausführungen. Wer unter „Ausfluss“ litt oder damit in Berührung kam, von jemanden angespuckt wurde oder nur auf einem Sattel saß, der mit solchen Sekreten in Berührung gekommen sein könnte; wem der „Samen abgeht“ oder wer mit seiner Frau geschlafen hatte; wer mit einer Frau während ihrer Periode oder Dingen, die sie angefasst hatte, mit Toten oder Aussätzigen in Berührung kam, musste sich spirituell reinigen, bevor er wieder mit anderen Juden in Kontakt treten oder auf dem Tempelberg beten durfte. Dazu tauchte man in einem besonderen Bad unter – der Mikwe.

Juden litten zu dieser Zeit unter einem kollektiven rituellen Waschzwang: „Jedes Haus hatte damals eine Mikwe, manchmal sogar eine pro Zimmer. Zusätzlich gab es mindestens 40 öffentliche Mikwen“, sagt Schwartz.

„Man darf sich das aber nicht allzu hygienisch vorstellen“, warnt Reich. Seife gehörte nicht zum Ritual. Das Getümmel in den großen öffentlichen Quellbädern könnte recht unappetitlich gewesen sein: Tausende mit Staub bedeckte, verschwitzte Pilger tauchten hier nach der langen Reise unter, bevor sie zum Tempel aufstiegen. Neben ihnen trug man Kranke auf Bahren ins Becken, damit auch sie von der Wirkung des Wassers profitierten.

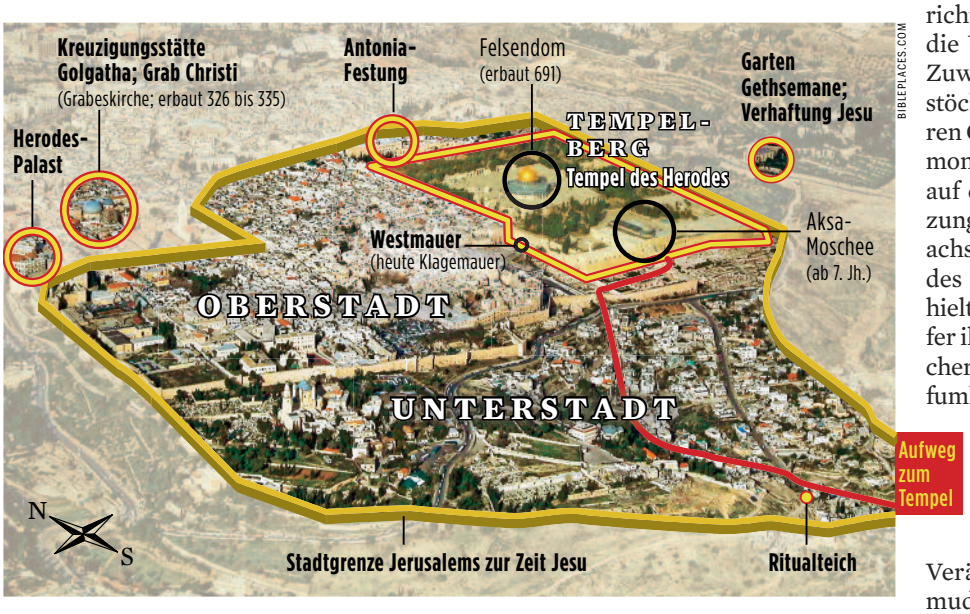
Die Bäder befanden sich in Nähe des Tempelbergs. Ein- und Ausgänge waren getrennt, um Zusammenstößen zwischen „Reinen“ und „Unreinen“ vorzubeugen. Zu den Wallfahrtsfesten hielt man sich vor dem Bad am Straßenrand, nach der Säuberung blieb man in der Mitte der Straße. In der Nähe des Siloah-Teichs schlossen eigens angelegte Parallelstraßen Kontakt zwischen Reinen und Unreinen völlig aus.

Die Reinheitsgebote waren nicht das einzige Merkmal, das Jerusalem als jüdisch kennzeichnete. Schon um 300 v. Chr. soll Hekataios von Abdera bemerkt haben, dass es in der Tempelstadt „keine einzige Statue oder Weihopferstätte, nicht die Spur eines heiligen Hains oder etwas in der Art“ gab. Selbst die hellenisierte Elite befolgte das strenge Bilderverbot: Wandmalereien bestanden in Jerusalem aus geometrischen Formen

Tausende mit Staub bedeckte Pilger tauchten in den Quellbädern unter, bevor sie zum Tempel aufstiegen.

oder Pflanzenmotiven. „Wir haben aus dieser Epoche in Jerusalem keine Götzen oder Abbildungen von Personen und Tieren gefunden“, bestätigt Reich.

Am deutlichsten wurden die Unterschiede zur römischen Kultur am Sabbat, dann waren alle Geschäfte geschlossen. Römer fanden diese Gepflogenheit eigenartig, mitunter sogar verwerflich. Die Sabbatruhe brachte besondere Utensilien hervor: Da man kein Feuer anzünden durfte, „brannten in Sabbat-Lampen besondere, langsam brennende Dochte, die den ganzen Tag hindurch Licht spendeten“, sagt Schwartz. Der „Meiham“ in den jüdischen Küchen hielt Gefäße den ganzen Tag über warm.



Mode wurde zum Kennzeichen religiöser und politischer Haltung: „Einen gläubigen Juden konnte man an seiner Kleidung erkennen“, so Schwartz. Zwar gab es noch keine jüdische Kopfbedeckung, Gebetsriemen und Tziziot hingegen – Quasten an den vier Ecken eines Überwurfs – schon. Einer der weißen Fransen wurde mit dem Farbstoff der Purpurschnecke blau gefärbt. So wurde Glauben zur Modenschau. Jesus verurteilte derart präsentierte Religiosität als Heuchelei: „Sie machen ihre Gebetsriemen breit und die Quasten an ihren Kleidern groß“, wetterte er. Trug ein Mann einen Poncho, der Flachs und Wolle enthielt, war er Fremder oder Priester. Dem Normalbürger war „Schatnes“, so heißt diese Mischung aus Schurwolle und Leinen auf Hebräisch, verboten. Bestimmte Frisuren waren ebenfalls verpönt, konstatiert der Historiker Martin Goodman, „um nicht wie Fremde auszusehen“. Geächtet war, „wer sein Fronthaar zu kurz schneidet, oder seine Locken zu lang wachsen lässt, oder eine Glatze in Sternform ausschneidet“.

Die wohlhabende Elite speiste von rot bemalten, importierten Tellern und schlürfte verdünnten Wein aus durchsichtigen Gläsern. Von Sklaven bewirtet, lehnte man sich gemütlich im Wohnzimmer zurück, während das Essen auf niedrigen, dreibeinigen Tischen serviert wurde. Die Mittelschicht bevorzugte Steingeschirr, weil das als unempfänglich für rituelle Unreinheit galt. In der Unterstadt wird man sich um ein, zwei große Schalen mit Essen versammelt und sich daraus gemeinsam bedient haben.

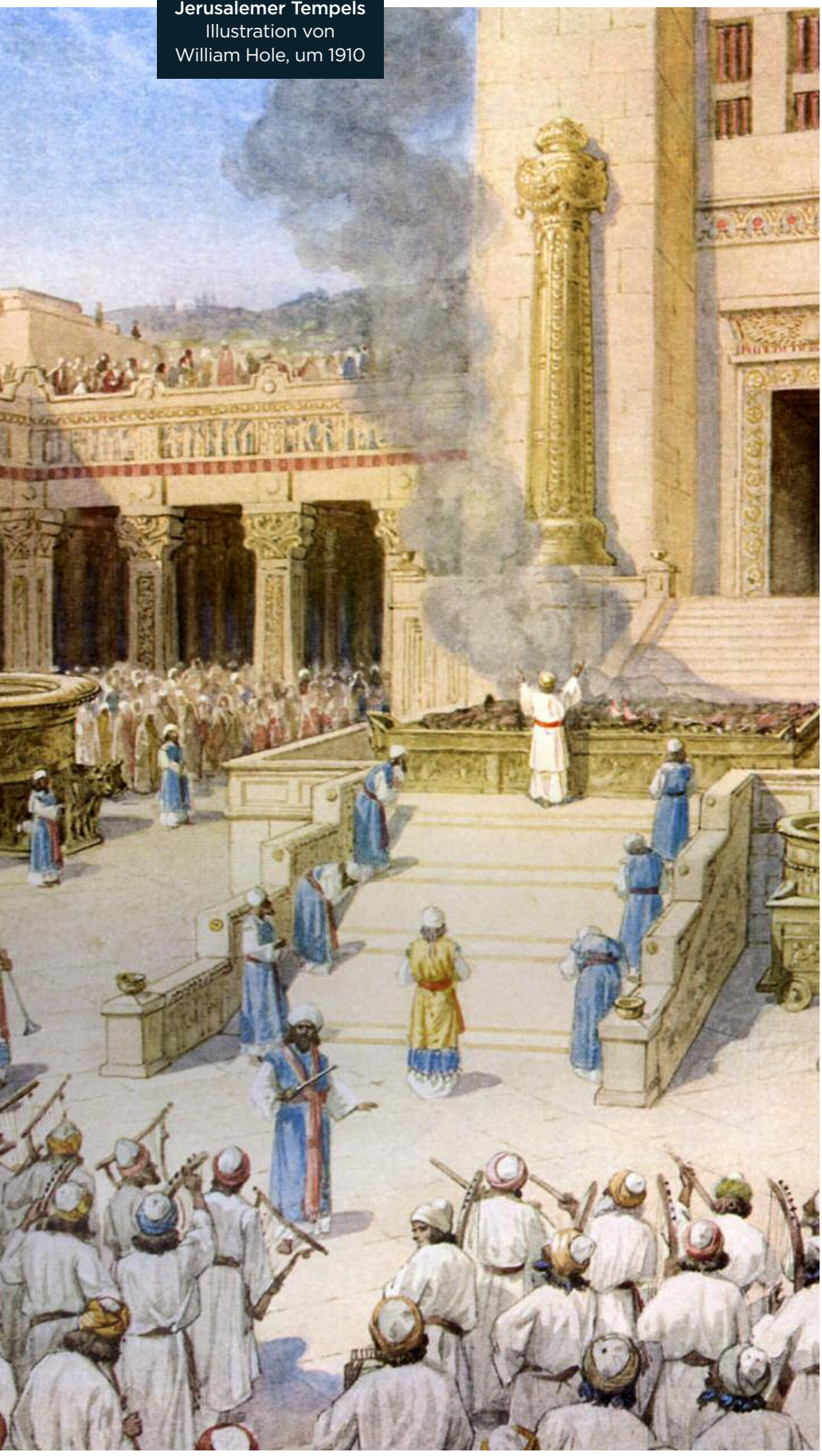
Die Vorschriften koscheren Essens galten für Arm und Reich: „In der Müllhalde vor Jerusalem haben wir keinen einzigen Schweineknochen gefunden, anders als in den Städten an der Küste“, sagt Reich. Dennoch gab es auf den Tellern reichlich Auswahl: Rindfleisch kam nur selten auf den Teller, dafür öfter mal Geflügel, Schaf- oder Ziegenfleisch. Am Sabbat bevorzugte man Fisch. Daneben wurden mehr als zwanzig verschiedene Sorten Gemüse serviert, wie Linsen, grüne Bohnen oder Puffbohnen. Feigen und Datteln aß man gern auch mal als Kuchen. Dazu mischte man Johannisbrot, Birnen, Äpfel, Pfirsiche, Sesamsaat, Nüsse oder Granatäpfel. Morgens gab es in Essig getunktes Fladenbrot oder Honig, Apfelsinen und Zitronen. Süßmäuler stillten ihren Durst mit Dattelsaft, dem Lotusextrakt beigemischt war.

In den zahlreichen Tavernen der Unterstadt wurden Wein aus Samaria, edle Tropfen aus Zypern oder Rhodos sowie importiertes Bier ausgeschenkt, dazu reichte man gesalzenen Fisch oder gebratene Heuschrecken. Hier befand man sich in einem quirligen, „heterogenen Stadtviertel der Unter- und Mittelschicht“, so Levine. Für Amüsement war gesorgt: Im Soho Judäas könnte König Herodes das bis zu 500 Meter lange Hippodrom errichtet haben. In der Unterstadt hausten die Ureinwohner Jerusalems und arme Zuwanderer aus Judäa in ein- bis zweistöckigen Kalksteinhäusern direkt bei ihren Geschäften, meint Levine. Besonders montags und donnerstags feilschte man auf dem Markt am Cardo, der als Kreuzungspunkt der städtebaulichen Hauptachsen angelegt war. Unter den Dächern des Säulengangs am Straßenrand unterhielten Weber, Färber, Schmiede und Töpfer ihre Stände neben Bäckern, Schuhmachern, Geldwechslern, Künstlern und Parfumherstellern, die sich an den Essenzen aus Jerusalems Rosengärten eine goldene Nase verdienten.

In den verwinkelten, schmalen Gassen der Unterstadt wohnten auch die niederen Berufsstände. Verächtlich erwähnt der jüdische Talmud Esel- und Kameltreiber, Seefahrer, Schäfer, Ärzte und Metzger, Hundekotaufsammler, Würfel- spieler, Wucherer, die Organisatoren der Taubenwettkämpfe, Steuereintreiber und Händler, die Ware aus dem Sabbatjahr verkauften. Müllmänner und Gerber hatten mit einem besonderen Problem zu kämpfen: Ihre geruchlich beanspruchten Gattinnen durften Scheidung einreichen. Das Recht stand Frauen sonst nur zu, wenn ihr Mann an Lepra litt.

Weil es preiswerte Immobilien gab, ließen Diasporagemeinden hier Zentren einrichten. Nach Schätzungen hatte Jerusalem zu Jesu Lebzeiten Hunderte Synagogen. Diese fungierten nachts als kostenlose Herbergen für Pilger, denen man ja kein Geld für die Übernachtung abnehmen durfte. Stattdessen schenkten

Die wohlhabende Elite der Stadt speiste von importierten Tellern und schlürfte verdünnten Wein.



Weihe des ersten Jerusalemer Tempels
Illustration von William Hole, um 1910

LEBRECHT MUSIC & ARTS / CORBIS

sie ihren Gastgebern das Fell eines Opfertiers. Neben den Gemeindezentren errichteten reiche Juden aus dem Ausland und Konvertiten beeindruckende Paläste. Die soziale Spaltung der Stadt dürfte zu Spannungen geführt haben. Etliche Jahre nach Jesu Tod wurde die Unterstadt zur Brutstätte der Sikarier, jener nationalistischen Revolutionäre, die in Jerusalem mit Meuchelmorden Schrecken verbreiteten.

Die Unterschicht Jerusalems war wohlhabender als die Landbevölkerung, die damals häufig noch in Höhlen hauste: „Jerusalem war eine reiche Stadt“, sagt Gibson. Quell des Wohlstands war der Tempel, an den Juden in der Diaspora eine Steuer zu entrichten hatten. Aus dem Tempelschatz wurden gewaltige Bauprojekte finanziert. Jahrzehntelang bestand Jerusalems Geräuschkulisse aus dem Hämmern, Klopfen und Rufen von rund 18 000 Bauarbeitern, die aus dem Kalkstein der Umgebung und weißem Marmor ein Weltwunder meißelten.

Der Tempel war der wichtigste Arbeitgeber Jerusalems: Die Priesterfamilie Garmo hatte ein Monopol für das Backen der Schaubrote im Heiligtum, andere stellten Gefäße für den Opferkult her oder versorgten den Tempel mit Holz. Da Opfertiere makellos sein mussten, brachten viele Pilger Geld mit und kauften in Jerusalem Vieh – eine sichere Einnahmequelle für Bauern und Hirten der Umgebung. Im Tempel nahm man nur den 14 Gramm schweren Tetradrachmen aus der phönizischen Stadt Tyros an. Eigentlich überraschend, zeigte seine Prägung doch den Stadtgott Melkart. Das Vertrauen in seinen konstanten Silbergehalt schien schwerer gewogen zu haben als das jüdische Bilderverbot. Die Währung war die Profitquelle der Geldwechsler.

Hoch über diesem kunterbunten Treiben wohnte die Elite der Oberstadt. Sie genoss einen „guten Ausblick auf den Tempelberg“, schreibt die israelische Historikerin Miriam Feinberg Vamosh. Zum Tempel gelangten die Reichen über eigens errichtete Brücken, um sich nicht unter den Plebs mischen zu müssen. Der obere Markt war Jerusalems Edel-Shoppingmeile: Hier wurden Parfum und Seide, Schmuck, Weihrauch und Elfenbein feilgeboten. Auch unkoschere Schlemmereien aus dem Römischen Reich waren erhältlich, weswegen der Markt frommen Juden als unrein galt und Aus-

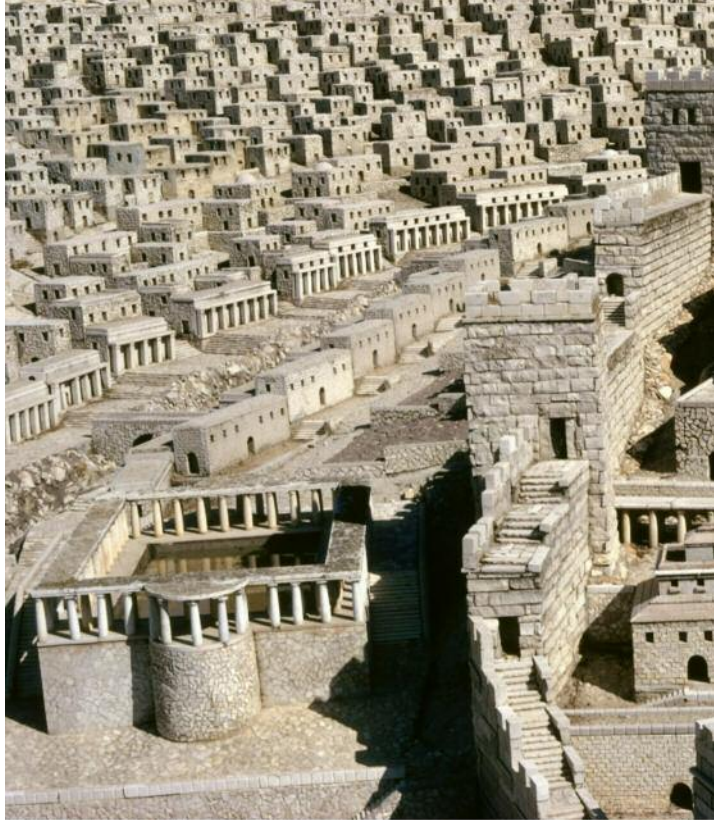
länder hier gern einkauften. König Herodes hatte viele Nicht-Juden als Berater oder Wächter am Hof, seine Leibgarde bestand aus 400 Galliern, Germanen und Thrakiern. Später arbeiteten sie direkt im Auftrag Roms. Goodman zufolge besuchten sie wahrscheinlich auch das von Herodes dem Großen errichtete Theater, in dem griechische Stücke aufgeführt wurden. Die vierjährigen Festspiele, zu denen Herodes Schauspieler aus Nachbarländern einlud, vermeintliche Verbrecher von Löwen zerreißen ließ und die Sieger der Pferderennen und Gladiatorenkämpfe fürstlich belohnte, dürften zu Jesu Lebzeiten nicht mehr stattgefunden haben: „Aus Sicht frommer Juden waren solche Veranstaltungen keine vergnüglichen Spektakel, sondern barbarischer Mord“, sagt Schwartz.

Trotz der Ausländer und der unkoscheren Waren residierten auch hochrangige Priester in den mit weißem Marmor verkleideten Villen des Nobelviertels westlich des Tempelbergs. Manche Räume in den bis zu 600 Quadratmeter großen Domizilen waren drei Meter hoch. Die Residenzen hatten zwei Etagen, Keller mit Speicherräumen, eigene Zisternen und feine Mosaikfußböden. Die Wände waren zumeist weiß verputzt. Fenster blickten auf die reichverzierten Innenhöfe, die Häuser glichen kleinen Festungen. Von den breiten, baumgesäumten Alleen des Stadtviertels trennten sie hohe Mauern. Die Alleen mündeten in offenen Plätzen; hier wurde der römische Einfluss auf Herodes’ Stadtplanung offenbar.

Keine Priestervilla konnte es in ihrer Pracht jedoch mit seinem Palast aufnehmen, später Residenz der römischen Statthalter: Gut geschützt hinter einem Graben und einer 13 Meter hohen Mauer, lebte der König in Saus und Braus. Die „prunkvolle Ausstattung spottete jeder Beschreibung und stellte alles bislang Dagewesene in den Schatten“, schrieb Josephus. In den „kolossalen Speisesälen standen Ruhepolster für Hunderte Gäste. Die meisten Zimmergeräte waren aus Silber und Gold“. In den Lustgärten vor dem Palast „mit langen Spazierwegen“ und „Teichen mit zahlreichen ehernen Kunstwerken“ sprudelte das Wasser in den Brunnen aus Tierköpfen, für fromme Juden ein ketzerischer Anblick.

Doch selbst Herodes’ Prunkpalast konnte nicht mit dem Tempel konkurrieren, der ein Siebtel der Stadtoberfläche einnahm: „Wer den Tempel des Herodes nicht gesehen hat, hat in seinem Leben kein schönes Gebäude gesehen“, heißt es später im Talmud.

Auf dem Vorhof fanden zu den Feiertagen bis zu 300 000 Gläubige Platz. Der Haupteingang lag wahrscheinlich im Süden. Zu ihm führte eine breite Treppe, deren Überreste noch heute sichtbar sind. Schwartz stellt sich die Stufen als „Hyde Park Corner“ Judäas vor. Der Trubel der Menge hier war die ideale Bühne für Volkstribune und Propheten: „Lehrer saßen mit ihren Schülern auf den Stufen, Möchtegern-Propheten verkündeten hier ihre Botschaft“, sagt Schwartz.



Dass Jerusalem eine kosmopolitische Stadt war, konnte man hören: Viele verschiedene Sprachen wurden gesprochen. Lehrer zitierten die Heilige Schrift auf Hebräisch, neben ihnen tuschelten die Bewohner Jerusalems auf Aramäisch. Hellenisierte Juden und Konvertiten sprachen Griechisch oder Latein, Pilger aus dem Persischen Reich ihre Landessprachen. Ganze Dörfer aus der Diaspora kletterten, von flötenspielenden Leviten begleitet, den Aufgang hinauf, Frohsinn war von den Priestern verordnet.

Am Eingang des großen Tores inspizierten Leviten die Pilger. Wie an allen Zugängen achteten sie darauf, dass man sich gereinigt hatte und dass keine Unreinen den Tempel betraten. Vom Doppeltor gelangte man, an der Südecke des Tempelvorhofs, in die wohl größte Säulenhalle im Römischen Reich. Hier kontrastierten „Säulen aus dem weißesten Marmor und Getäfel aus Zedernholz“ mit der bunten Pracht „aus Marmorsteinen in den unterschiedlichen Farben Blau, Rot und Grün“, die „wie die Wellen des Meeres wirkten“. Im Vorhof, der auch Nicht-Juden offenstand, „ging es wahrscheinlich ziemlich fröhlich zu“, sagt Schwartz. Es war ein reges Treiben: Geldwechsler warben um Kundschaft, Opfertiere blökten ängstlich. Die meisten Pilger gingen wohl erst einmal um das hohe, vergoldete Gebäude des Allerheiligsten herum und verbeugten sich vor den 13 Eingängen an der über einen Meter hohen Brüstung, die den Hof der Israeliten einzäunte. Schilder warnten Unbefugte auf Griechisch: „Kein Fremder darf den Bereich innerhalb der Balustrade um das Heiligtum betreten. Wer dabei erwischt wird, ist für den Tod, der darauf folgt, selbst verantwortlich.“

Durch die Öffnungen in der Balustrade gelangte man zu den 14 Stufen vor der Tempelplattform. Die Armen brachten Turtel- und Feldtauben, Wohlhabende zerrten ein Rind, Schaf oder eine Hausziege hinter sich her. Opfer dienten oft der Buße, und die Opfergaben waren genau geregelt.

Ein Priester, der sündigte, musste einen Ochsen darbringen, ein Normalsterblicher konnte sich bei derselben Sünde mit einer Hausziege begnügen. Für Besitzlose reichte manchmal eine Schale Grieß mit Öl, Weihrauch und Wein. Eine Frau, die ihren Mann betrogen hatte, durfte kein Öl auf ihr Weizenopfer gießen, so blieb es offensichtlich

Keine Priestervilla aber konnte es in ihrer Pracht mit dem Palast des Herodes aufnehmen.

Das herodianische Jerusalem zur Zeit Jesu (Miniatur-Modell)

WELTBILD / INTERFOTO

minderwertig. Wer den Sabbat verletzt oder Inzucht begangen hatte, brachte ein Sündopfer dar. Wer betrogen oder mit der Frau eines hebräischen Sklaven geschlafen hatte, konnte sich mit einem Schuldopfer begnügen.

Es gab auch Opfer, die rein aus Dankbarkeit erbracht wurden: Der erste Wurf eines Tieres wurde den Priestern geweiht. Zweimal täglich wurde ganz offiziell ein Rind im Namen und auf Kosten Cäsars und des römischen Volkes geopfert – das abergläubische Imperium wollte sich nicht mit dem Judengott anlegen. Darüber hinaus brachten Priester das Daueropfer dar, für das die Leviten mit Gesang und Trompeten die Menge in Stimmung brachten und ihr bedeuteten, wann sie sich zu verbeugen hatte.

Um zum Innenhof zu gelangen, schritt die Menge durch eines der neun vergoldeten und versilberten Tore. Besonders beeindruckend war „das Außentor des eigentlichen Tempels, das sogar aus korinthischem Erz war und die versilberten und vergoldeten ganz bedeutend an Wert übertraf“, so Josephus. Hier bot sich der Blick auf den Opferkult, der nur im Tempel von Jerusalem begangen werden durfte.

Das Heiligtum war nicht nur Zentrum des jüdischen Kults, sondern auch Kristallisationspunkt patriotisch-religiöser Emotionen. Rom wusste, dass die Kontrolle über dieses Gebäudes der Herrschaft über Judäa gleichkam, und machte deshalb mit simplen Gesten klar, wer das Sagen hatte. Das Gewand des Hohepriesters, „ein bis an die Knöchel reichendes, hyazinthblaues, den ganzen Körper umwallendes Oberkleid, das mit Fransen bedeckt war“, von denen „goldene Glöckchen und Granatäpfel“ hingen, bewahrten sie in der nahen Festung Antonia auf. Vor den Festtagen wurde der Hohepriester vom spirituellen Oberhaupt zum Bittsteller degradiert, der bei den Besatzungssoldaten um seine Dienstuniform betteln musste. Immer wieder wurde der Tempel zum Brennpunkt des Kampfes zwischen der antiken Supermacht und den aufmüpfigen Bewohnern Judäas.

An Feiertagen erreichten diese Spannungen ihren Höhepunkt: Aufmerksam musterten römische Kohorten aus sicherer Höhe von den Säulenhallen, die den Tempel umgaben, die frommen Massen. Schon kleine Gesten konnten Unruhen auslösen: „Da zog auf einmal einer der Soldaten seinen Mantel in die Höhe, kehrte mit einer unanständigen Verbeugung den Juden das Gesäß zu und gab einen seiner Stellung entsprechenden Laut von sich“, berichtet Josephus über ein Pessachfest einige Jahre nach Jesu Tod. In den folgenden Unruhen sollen 10 000 Menschen ums Leben gekommen sein. Dabei ist unklar, ob der Furz oder die Nacktheit als tödliche Beleidigung aufgefasst wurden. Dennoch macht der Zwischenfall die gravierenden kulturellen Unterschiede zwischen Besatzern und den Juden klar: Was den einen als derber Scherz galt, war für die anderen Gotteslästerung.

Wenn nicht gerade römische Soldaten im Tempel aufmarschierten, leiteten Priester routiniert die rituellen Abläufe im Tempel. Sie unterlagen strengen Auflagen: Dienst durfte nur tun, wer makellos war und nichts getrunken hatte. Das Haar musste ordentlich und nicht zu lang sein. Die Priester sollten die Massen durch ihr elegantes Auftreten beeindrucken und in eine Art Ekstase versetzen, mutmaßte später der jüdische Gelehrte Moses Maimonides. Sie galten als Verbindung zu Gott. Viele meinten damals, dass die Herrschaft in Händen des Hohepriesters liegen sollte. Nicht umsonst kennzeichnete Josephus Jerusalem als Theokratie.

Die Priester akzeptierten nur fehlerfreie Opfertiere, banden sie fest und schächteten sie. Das Blut wurde in einem goldenen Gefäß, dem Masrek, aufgefangen. In manchen Fällen war besondere Fertigkeit von Nöten: Geflügelopfern wurde der Hals mit dem Daumennagel aufgeschlitzt. Blut war als Sitz der Seele wichtigster Teil der Opfergabe. Es wurde auf die Ecken des Altars geschüttet.

Rund um den Altar befanden sich „Wasseröffnungen, so dass auf einen Wink hin alles Blut weggespült werde“, das von den Opfern zusammenfließt, heißt es im Aristeasbrief, den ein ägyptischer Jude verfasste. Nach dem Blutvergießen wurden die Innereien und das Fett auf dem Altar verbrannt, der Rest des Tieres von Priestern oder den Opfernden verspeist.

Trotz oder vielleicht wegen seiner zentralen Rolle war der Opferkult umstritten. Nicht nur Jesus stieß sich daran, schon Jesaja wetterte Jahrhunderte zuvor: „Ich bin satt der Brandopfer von Widdern und des Fettes von Mastkälbern und habe kein Gefallen am Blut der Stiere, der Lämmer und Böcke.“

Kritische Geister fühlten sich von den politischen Intrigen im Tempel abgestoßen, sie bemängelten den Kult als Heuchelei. „Das Räucherwerk ist mir ein Gräuel!“, sprach Jesaja im Namen Gottes: „Und wenn ihr auch viel betet, höre ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Blut.“ Jesaja riet: „Wascht euch, reinigt euch, lasst ab vom Bösen! Lernt Gutes tun, trachtet nach Recht, helft den Unterdrückten.“

Den Bewohnern Jerusalems klang das vermutlich wie eine Drohung, stellten Puristen doch nicht nur ihren Glauben, sondern auch ihre Existenzgrundlage in Frage. Der Popularität Jerusalems und ihres Tempels tat das keinen Abbruch. Zu Pessach versammelten sich mehr als 200 000 Bewohner, Pilger, Konvertiten und Händler innerhalb der Stadtmauern und feierten den Auszug aus Ägypten, das Fest jüdischer Freiheit. In Häusern, Straßen und auf den Dächern der Heiligen Stadt kamen Menschen aus aller Welt zusammen und brieten gemeinsam das Pessachopfer. Nach den vorgeschriebenen vier Gläsern Wein war die Stimmung ausgelassen fröhlich.

Kein Wunder also, dass Juden damals wie heute das Mahl mit dem Satz abschlossen: „Nächstes Jahr in Jerusalem!“ Es ist vielleicht der älteste touristische Werbespruch der Welt. Er überdauerte auch die Zerstörung Jerusalems im Jahr 70 n. Chr, als die Römer den ersten jüdischen Aufstand gegen ihre Herrschaft niederschlugen und den Tempel niederbrannten.